Selbsterziehung

Autor(en): **F.St.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 1

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-633469

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Selbsterziehung.

Das ist doch wohl das Ziel aller Erziehung, den Zögling zu befähigen, sich selbst zu erziehen, gleich wie es das Ziel des Unterrichts sein sollte, nicht die Köpfe mit Wissen

Höflichkeit und Hülfsbereitschaft fallen bei allen Montessorikindern auf.

vollzustopfen, sondern die Schüler soweit zu bringen, daß sie nach Schulaustritt Lust, Interesse und Befähigung besitzen, selbst noch weiter zu lernen.

„Ich habe erkannt, daß kein Mensch auf Gottes weiter Erde irgend einem andern helfen kann. Hilfe kann nur aus dem eigenen Herzen kommen." Dieses Wort Pestalozzis finden wir in dem Buch „Eine Motessori-Mutter", verfaßt von einer amerikanischen Erzieherin und Mutter, Frau Dorothy Canfield Fisher. Sie erzählt darin in lebendiger Weise von ihren Eindrücken in einem Montessori-Kinderheim in Rom, spricht einfach und klar über das Prinzip, auf dem Frau Dr. Maria Montessori ihre Methode aufgebaut hat, und wendet sich mit ihren Ratschlägen für die Anwendung von Prinzip und Methode in der Familie vor allem an die amerikanischen Mütter. Doch was für diese gut und wertvoll ist, ist es natürlich für jede Mutter. Aber auch für die Pädagogen vom Fach steht manch Beherzigenswertes in dem Buch. Die Uebertragung aus dem Amerikanischen von Dr. O. Knapp tut der Ursprünglichkeit und der Lebendigkeit des Werkes wenig Abbruch, und der Verlag, Julius Hoffmann in Stuttgart, hat das Buch mit 18 lieblichen Abbildungen aus Montessori-Kinderheimen in Berlin ausgestattet.

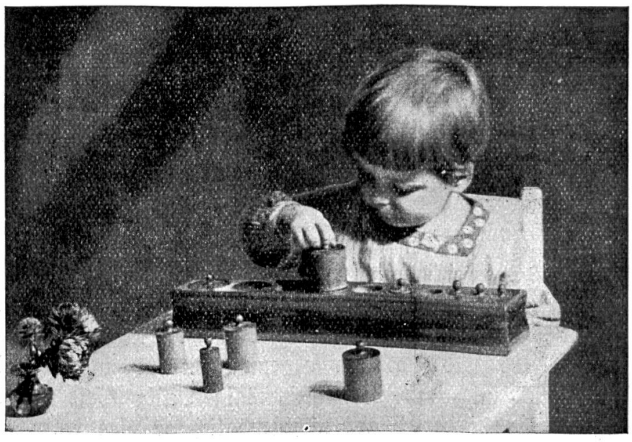
Wieder eine neue Methode, ein neues System, ein neuer Nürnberger Trichter? Wieder ein neues Stücklein Schulreform, das als Allerweltsheilmittel angepriesen wird? Ach, das viele Reden und Schreiben über Erziehung und Unterricht nützt ja doch alles nichts, die Menschen, besonders die jungen, werden nicht besser, im Gegenteil! so fragen und urteilen Sie.

Sicher haben Sie recht: Geredet und geschrieben wird übergenug, der Theorien gibt es eine unübersehbare Menge; aber hier ist nun nicht nur Theorie, sondern auch Praxis, nicht nur Worte, sondern auch Taten, nicht nur Arbeitsprinzip, sondern auch wirkliche Arbeit.

Diese Arbeit wird von drei- bis sechsjährigen Kindern geleistet, ohne Zwang, nach eigener Wahl, mit Freude und mit bewundernswerter Ausdauer. Man kann es der amerikanischen Mutter und Erzieherin nachfühlen, wie erstaunt, wie ergriffen, wie überwältigt sie war bei ihrem ersten Besuch in einem Montessori-Kinderheim in Rom. Die Kapitel, in denen sie von dem Treiben in einem solchen Kinderheim erzählt, sind es wert, mehrmals gelesen zu werden, nicht nur, weil sie anziehend, lebendig, ja spannend geschrieben sind, sondern auch, weil sie ganz unmittelbar, ohne lange theoretische Erörterungen in das Wesen dieser Erziehungsmethode einführen. Erst auf Grund dieser Schilderungen kann man alles andere in dem Buch Enthaltene so recht verstehen, genießen und auch beherzigen. „Alle wirklich guten Lehrer sind von jeher, soweit sie es sein durften, etwas von der Art gewesen, was in diesem Buche „Montessori-Lehrer" genannt wird", sagt Frau Fisher in ihren Schlußbemerkungen, und öfters spricht sie den Gedanken aus, daß jede wahrhaft gute Mutter auch eine „Montessori-Mutter" sei.

Was ist denn unter einer „Montessori-Mutter" zu verstehen? Die Antwort auf diese Frage kann erst gegeben werden, wenn das grundlegende Prinzip der Methode Montessori klargelegt ist. Frau Fisher formuliert es in ihrem Buche mehrmals und in verschiedenen Wendungen, weil es wesentlich sei, „es nicht nur einmal zu erfahren, sondern beständig vor Augen zu haben. Der Grundpfeiler des Systems Montessori, auf dem jedes kleinste Stück der Lehrmittel, jede technische Einzelheit fest ruht, ist die volle Anerkennung der Tatsache, daß kein menschliches Wesen von irgend einem andern erzogen werden kann. Jeder muß es selbst tun, oder es geschieht nicht. Und dies gilt in dem Alter von drei ebensogut als in dem von dreißig; ja noch besser, denn mit dreißig ist der Mensch wenigstens körperlich ebenso stark als irgend einer, der sich zu seinem Führer aufwirft und kann sich wehren um sein Recht, die eigene geistige Nahrung selbst zu kauen und zu verdauen."

Dreijährige Kinder könne man nicht erziehen? Sie sollen sich selbst erziehen? Ja, was wollen denn die Eltern und die Erzieher vom Fach noch tun? Einfach gehen lassen, einfach wachsen und werden lassen, was wachsen und werden will? Ach, die armen besorgten Mütter, die ihre Kinder so lieb haben, die sie hätscheln und pflegen, sie immer unter Augen haben, sie nicht selber und allein machen lassen, weder ankleiden noch auskleiden, weder essen noch trinken, weder spielen noch arbeiten, die immer und immer an ihren Kindern herum „erziehen" müssen, was sollen diese Mütter mit ihrer vielen sorglichen Liebe anfangen? Frau Fisher hat als Mutter bei sich selbst erkannt, daß die Fürsorge für die Kinder gar oft nicht der Mutterliebe entspringt, sondern der Machtliebe und dem Egoismus, „der natürlichen Freude, die es uns bereitet, jemand in Abhängigkeit von uns zu sehen". Die mütterliche Fürsorge werde leicht zu Tyrannei, zu Despotismus. „Heute halte ich die Mutterliebe für etwas unendlich Tieferes und Edleres. Wir müssen lernen, in einem kleinen Kind nicht nur ein liebes kleines Ding zu sehen, das einem dem unsern mehr oder weniger unterworfenen Willen gehorcht, sondern ein tapferes, nach der Ausübung der eigenen Fähigkeiten verlangendes Wesen."



Eine Anfangsübung: Einsetzen von Zylindern verschiedenen Durchmessers.

„Vertrautheit mit den neuen Gedanken hat nicht den vollen Wert für uns, wenn sie nicht unsere gesamte Lebensauffassung mächtig beeinflußt. Sie sollte uns zu ernstem Nachdenken anregen, nicht nur über die Frage, wie wir

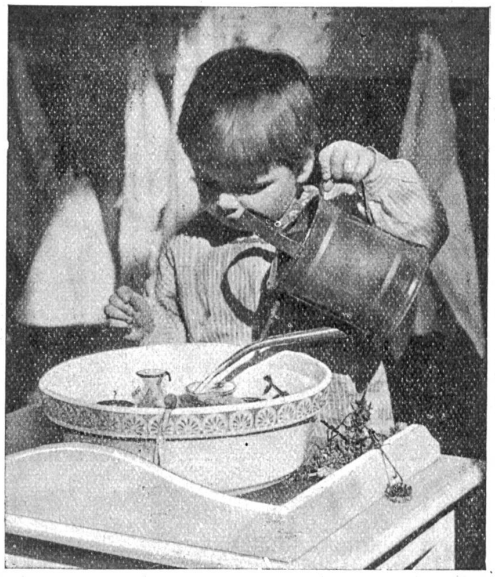
unsere Kinder das Lesen und Schreiben leichter lehren können, sondern über solch grundlegende Dinge wie: was wir eigentlich unter Sittlichkeit verstehen; ob wir auch ganz ehrlich in geistigem Sinn das Beste für unsere Kinder wünschen und nicht nur in materiellem Sinn; wozu wir überhaupt auf der Welt sind ... ich stimme mit der Begründerin des Systems durchaus darin überein, daß das Vielversprechende für die Zukunft gerade in seinen philosophischen und ethischen Elementen liegt."

Und jetzt wollen wir uns endlich im Buche die lieben, herzigen Kindergeschichtchen ansehen, aus denen Ernst, volle Hingabe und Vertiefung, aber auch Energie und starker Wille leuchten. Die Händchen sind alle eifrig an der Arbeit. An was arbeiten sie denn? Ach, an zum Teil ganz lächerlich einfachen Gegenständen! Stundenlang können sie sich mit diesen beschäftigen; die einen verlangen etwas Neues, wenn sie die nötige Uebung erlangt haben, bei andern kommt die rechte Freude an der Beschäftigung erst, wenn sie sie ganz beherrschen.

Es sind die Montessori-Lehrmittel, mit denen sich die Kinder so gerne und so ausdauernd beschäftigen und die ihnen einen sorgfältig abgestuften Fortschritt von einfachen zu schwierigen Uebungen ermöglichen. Welchen Zweck haben denn diese Uebungen? Eben den der Selbsterziehung! Die Kinder sollen an ihnen ohne Hilfe einer liebenden Mutter oder eines bezahlten Kindermädchens, ohne Zwang, ohne ungeduldige Einmischung Erwachsener alle die täglichen Tätigkeiten lernen, die beim An- und Auskleiden, beim Trinken aus einem Becher, beim Tragen einer gefüllten Suppenschüssel, beim Tischdecken usw. usw. notwendig sind, die Kinder sollen bei diesen Uebungen aber auch ihre Sinne ausbilden, und sie sollen — das ist das Endziel — auf die einfachste, natürlichste Weise, eben auf dem Wege der Selbsterziehung, lernen, sich als selbständige Wesen mit besondern Anlagen, Interessen und Wünschen einzufügen als nützliche Glieder in eine soziale Gemeinschaft — zuerst im Kinderheim, dann in der Schule und zuletzt im öffentlichen Leben.

Eine Frage: Was tut denn die Lehrerin in einem Montessori-Kinderheim? Und weiter: Was kann eine „Montessori-Mutter" für die Erziehung ihrer Kinder noch tun, wenn diese sich doch selbst erziehen sollen? Die Antworten findet man am besten in Frau Fishers Buch, die selber Erzieherin und Mutter ist, und die in ihren Ansichten über Kinderfürsorge und Kindererziehung auch ganz „umlernen" mußte, nachdem sie Einblick in die Montessori-Kinderheime und in die Grundlagen der Methode hatte nehmen können.

Die Tätigkeit einer Montessori-Lehrerin, einer Montessori-Mutter, also einfach einer guten Lehrerin, einer guten Mutter, ist vielleicht am besten zu vergleichen mit der Tätigkeit einer Gärtnerin. Diese zieht nicht an den jungen

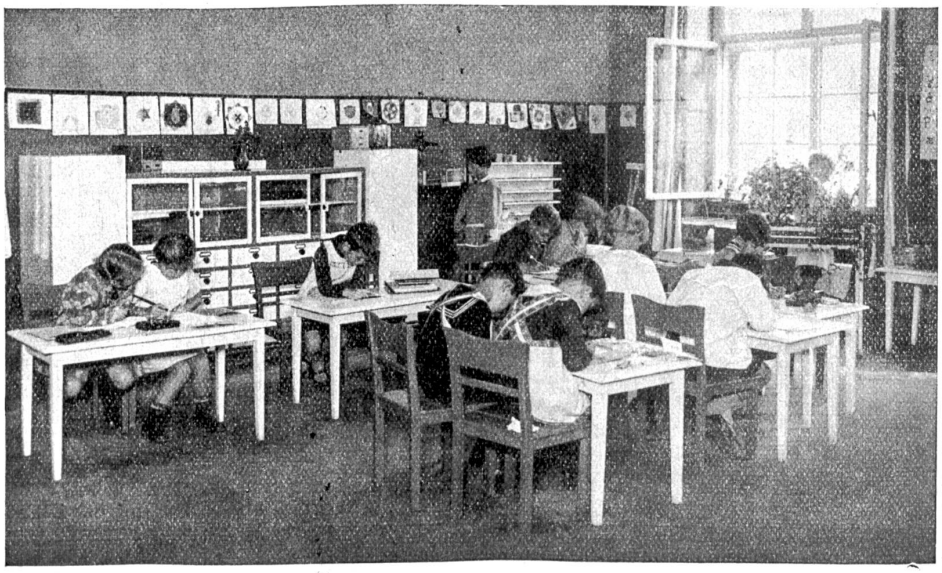


Der Blumenfreund hantiert vorsichtig mit Wasser und zerbrechlicher Schale.

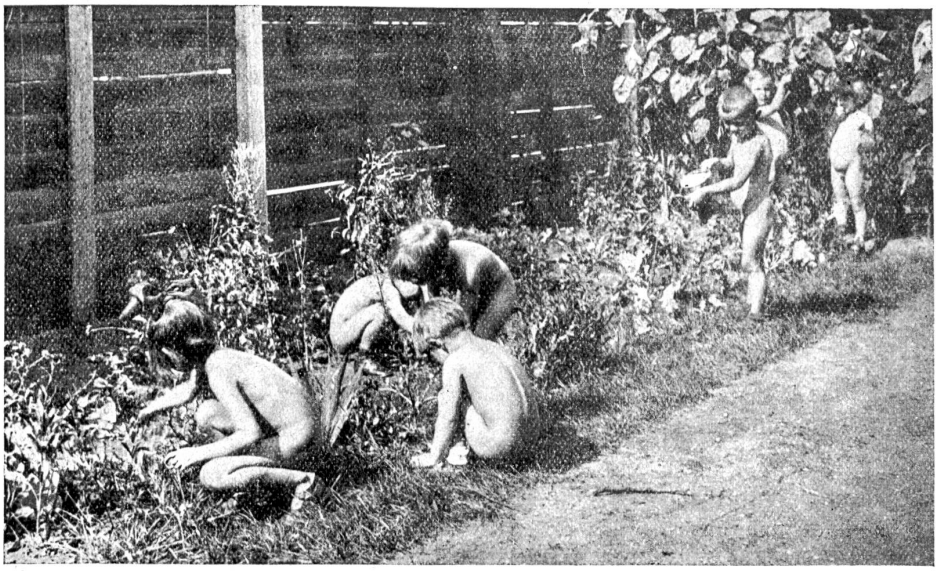
Pflanzentrieben, damit sie schneller wachsen, aber sie lockert die Erde, sie begießt zur rechten Zeit, sie stellt Stäbe zum Halt auf und bindet, wenn nötig, die schwachen Pflanzen auf. Aber wachsen, blühen und Fruchttragen müssen die Pflanzen selber, das kann die Gärtnerin nicht für sie tun, sie kann sie nur dabei schützen und fördern.

Hand aufs Herz! Versuchen wir Väter und Mütter, wir Lehrer und Lehrerinnen nicht sehr oft, das Wachstum der uns anvertrauten Kinder durch ungeduldiges Ziehen und Zerren zu fördern? Und gibt es nicht Schulstuben, da einerseits durch Treiben und Reißen bei den langsam sich entwickelnden Kindern und anderseits durch Beschatten und Beschneiden der schnell und kräftig wachsenden zum großen und oft bleibenden Schaden aller eine ganz verwerfliche Gleichmacherei betrieben wird? Und gelten die Lehrer und Lehrerinnen, denen diese Gleichmacherei am besten gelingt, nicht oft als die guten und besten?

Wir können uns eben immer noch nicht mit dem Gedanken abfinden, daß wir nicht für unsere Kinder wachsen, sie nicht erziehen können, sondern daß sie selber wachsen, sich selber erziehen müssen. Nur Hilfe leisten beim Wachstum, bei der Selbsterziehung, das können wir. Und rechte, wahre Hilfe zu leisten, ist schwerer, als einfach zu „erziehen". Es erfordert große Liebe, tiefe, edle Liebe, wahre Mutterliebe, es erfordert viel Nachdenken, beständiges Beobachten des fortschreitenden Wachstums, große Beherrschung der Selbstsucht und der Ungeduld, die immer wieder zum „Ziehen und Zerren" treiben, und viel Erfahrung im Gebrauch der „Lehrmittel", die ganz genau der erreichten Stufe der Entwicklung angepaßt sein müssen. Diese Lehrmittel kann jede Mutter selbst „erfinden", obschon die klug ersonnenen Montessori-Lehrmittel, die



Die Kinder einer Montessorischule bei ihrer selbstgewählten Arbeit.



Spiel und Arbeit im Garten an heißen Sommertagen.

in den Kinderheimen gebraucht werden, sicher einer vielbeschäftigten Mutter eine große Hilfe leisten könnten.

In der Halle „Erziehung" in der „Saffa", in einer kleinen, dunkeln Ecke, war eine schöne Auswahl von Montessori-Lehrmitteln zu sehen, die Rahmen zum Ueben des Bindens, Schnürens und Knöpfens, die Farbentafeln, die Holzstücke in Zylinder-, Würfel- und Prismaform, die Streifen von Sandpapier, die „geometrischen Einsatzplättchen" usw.

Der Gebrauch und die damit erreichten Erfolge, die nicht nur die Besucher der Kinderheime, sondern auch Frau Montessori selber überraschten, sind im Buche von Frau Fisher eingehend geschildert.

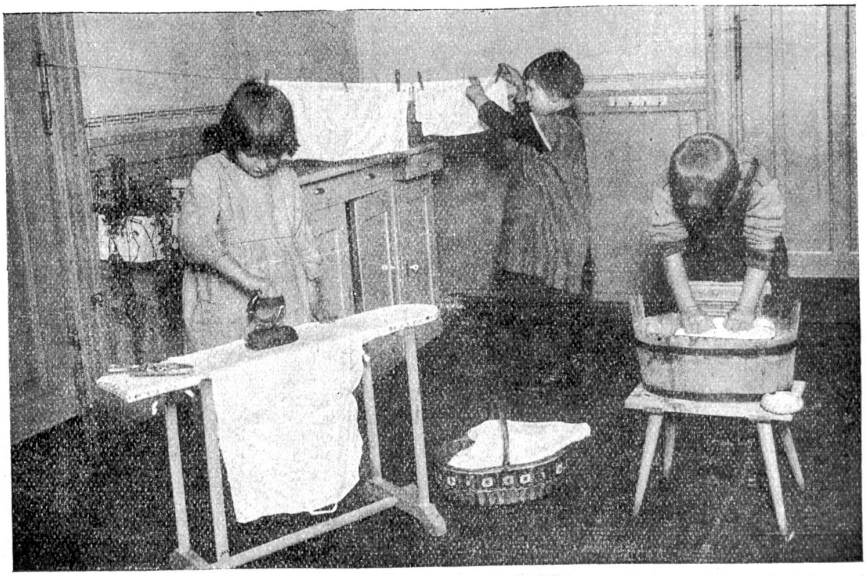
Wie schon angedeutet, kann aber jede denkende Mutter solche Lehrmittel selber erfinden und beschaffen.

Die normalen und gesunden Kinder sind ja wie „besessen", alle Dinge um sie her anzurühren und sich mit ihnen zu beschäftigen, es handelt sich also nur darum, ihnen die richtigen Dinge zur Verfügung zu stellen. Das ist klar, daß zur Ausbildung der Sinne, zur Ausübung des Tätigkeits- und Lerntriebes weder Backformen, noch fettige Töpfe, schwarze Pfannen, russige Kessel, Pakete und Düten mit Spezereien, Gewürzbüchsen, Gläser, Tassen, Porzellanvasen nötig sind, so herrlich anziehend alle diese Sachen auch für kleine Kinder sind.

Aber eine „natürliche" Mutter, wie Frau Fisher sie nennt, wird auch ohne Kenntnis der auf wissenschaftlichen Beobachtungen und Untersuchungen der Kindesnatur aufgebauten Montessori-Methode das richtige Spielzeug, das richtige „Lehrmittel" für den vom Kinde erreichten Stand der Entwicklung finden oder erfinden. Ein Säcklein voll Wäscheklammern, eine Mappe mit verschiedenfarbigen Papieren, ein Körblein voll kleiner Holzstücke, eine Tasche mit allerhand Stoffresten, eine Schachtel mit Knöpfen aller Farben, Formen und Größen, Zeugstücken mit Knopflöchern, Bändern, Schnallen und derlei „Grümpel" — das ist eine kleine Auswahl solcher „Lehrmittel".

Wie wohltuend und beruhigend es auf Erwachsene und Kinder wirkt, wenn diese ein Spiel, eine Beschäftigung, eine Arbeit gefunden haben, die sie fesselt, in die sie sich ohne Anleitung, Aufsicht oder Zwang vertiefen können, solange sie wollen oder mögen, das habe ich letzten Sommer in einer kleinen, sehr stillen Pension erfahren. Zwölf ruhe- und erholungsbedürftige Menschen, in der Mehrzahl Damen, führten dort ein wirklich geruhiges, ungestörtes Ferienleben. Da platzte ein zwölfjähriger übergescheiter und überlebhafter Tessinerbub in den stillen Winkel hinein. Er war gleich der Liebling aller, aber mit der Ruhe war's aus. Wohin man sich auch mit seinem Liegestuhl verzog — der Knirps stöberte einen auf und plagte einen fast so sehr wie in diesem heißen Sommer die Fliegen. Als mir diese eines Tages besonders lästig wurden, zeigte ich dem ebenfalls lästig werdenden Buben, wie man in einer Konservenbüchse ein Tannzapfenfeuer entfachen konnte, dessen Rauch die Fliegen aller vertrieb. Und der Konservenbüchsen-Feuerherd war für den intelligenten Knaben das richtige Montessori-Lehrmittel. Ganze Tage brachte er mit Herstellung von immer besser „ziehenden" Feuerherden zu, dann machte er sich an den Bau eines richtigen Ofens aus Steinen und Lehm mit Kamin und Kochlöchern. Die Ruhe der Gäste störte er nicht mehr, eher das Gegenteil trat ein: Der Ofenbauer mußte sich gegen wohlgemeinte Räte und Hilfeleistungen und gegen allzu wortreiche Bewunderung wehren.

Es würde zu weit führen, im Rahmen dieser Arbeit alles weitere Wertvolle und Interessante, das in dem Buch von Frau Fisher noch enthalten ist, zu nennen und darzulegen. Das bis jetzt Gesagte mag genügen, die Lust zur Lektüre des Werkes zu wecken. Auch wenn man in manchem wohl anders empfindet, denkt und urteilt als die Amerikanerin, so wird doch jeder Leser und jede Leserin, die mit Erziehung irgend etwas zu tun haben, es mit großem Gewinn lesen. Und wer von uns hat nichts mit Erziehung zu tun? Wohl niemand! Wenn man nicht andere Menschen zu erziehen hat, so hat man doch sicher an sich selber zu erziehen, so lange man lebt. Vor allem möchte



Handarbeiten: Buben und Mädchen waschen und bügeln die kleine Wäsche im Heim.

ich das Buch jeder jungen und jeder werdenden Mutter in die Hand geben.

Und wenn diese Zeilen nur bei einer Mutter das Verständnis für ihre Kinder fördern, das Vertrauen in sie stärken und die Liebe zu ihnen vertiefen konnten, so haben sie ihren Zweck erfüllt. F. St.

Auf unsicherem Boden.

Von B. Graf Khun de Prorok.

Aus B. Graf Khun de Prorok, „Göttersuche in Afrikas Erde. Fünf Jahre Ausgrabung in Karthago, Utica und der Sahara". Mit 43 Abbildungen und 1 Karte. Broschiert 11.— Mark, Ganzleinen 13.— Mark.

Die ägyptischen Königsgräber, das alte Ilion, die Akropolis von Athen und das Forum Romanum sind durch die Forschungen des letzten Jahrhunderts zu neuem Leben erwacht. Der Kreis der alten Kulturen rings um das Mittelmeer schließt sich mit Karthago, der großen Gegenspielerin Roms Wie in Troja, so liegen auch hier und in dem benachbarten Utica mehrere Schichten übereinanden, und jede Schicht bedeutet die Zeit einer untergegangenen Kultur. Amerikanische und französische Forscher haben hier neuerdings gearbeitet und wertvolle Ergebnisse erzielt. B. Graf Khun de Prorok, einer der Expeditionsleiter, hat darüber ein nicht nur wegen seines ungewöhnlichen Inhalts, sondern auch seiner maßvollen Schreibweise sympathisches Buch geschrieben, das jetzt im Verlag F. A. Brockhaus zu Leipzig erschienen ist: B. Graf Khun de Prorok, „Göttersuche in Afrikas Erde. Fünf Jahre Ausgrabung in Karthago, Utica und der Sahara". Selbst auf dem Grunde des Meeres, dem Golf von Tunis, gruben die Forscher eine versunkene Stadt aus, ferner fanden sie gestrandete Galeeren mit reicher Beute. Steinzeitliche Funde und verfallene Römerstädte am Rande der Sahara reizten zur Lösung der Frage, ob hier vor Zeiten ein anderes Klima geherrscht habe. Den Abschluß bildet ein Vorstoß in das Herz der großen Wüste, ins geheimnisvolle Hoggar. Zwischendurch interessieren bisher wenig bekannte Streiflichter auf die wechselvolle Geschichte Nordafrikas und die Sitten oder Unsitten seiner jetzigen Bewohner. Selbstverständlich kommen auch die bunten Erlebnisse der Expeditionen zu ihrem Recht. Eine Inhaltsprobe soll dem bestechenden Forschungsbericht recht viele Leser gewinnen helfen.

Zwischen dem Lande der Höhlenbewohner und den Matmatas erstrecken sich die großen Binnenseen von Südalgerien und Tunesien. Diese Seen, Schotts genannt, bedecken eine Fläche von mehreren hundert Kilometer Länge und 60 bis 70 Kilometer Breite. In Wirklichkeit sind sie Salzfelder, deren Oberfläche in der Trockenzeit die Sonnenstrahlen mit unvermindertem Glanz zurückwirft. In der Regenzeit sammelt sich etwas Wasser an, so daß die Schotts den Seen ägneln, die sie einst waren.

Schott el Dscherid ist der größte von allen. Wir überqueren ihn im Kraftwagen. Das in der Sonne funkelnde Salz und das über die glänzende Fläche huschende Spiegelbild des Wagens erwecken den Eindruck, als führe man übers Meer. Der Schott erinnerte an ein gewaltiges Schneefeld. Das pulvrige und dichte Salz knirschte unter den Rädern wie Schnee bei großer Kälte.

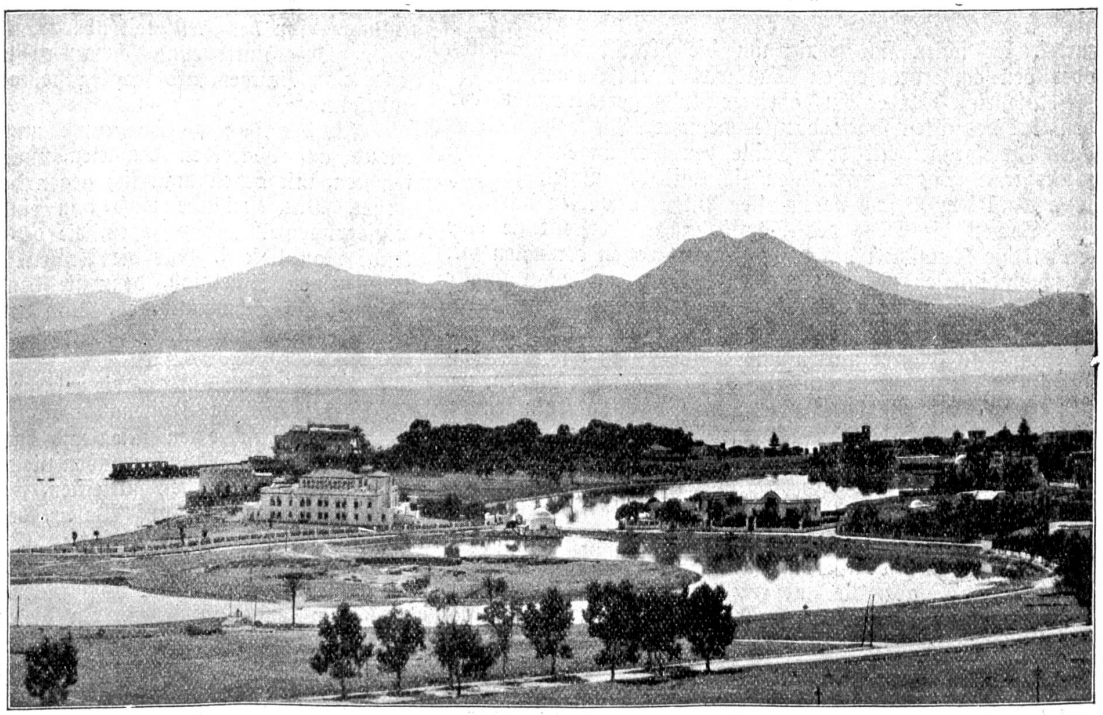
Eine Wegspur leitete über den Schott von Kebili nach Tosör und Nefta, zwei herrlichen Oasen, die einen unglaublichen Reichtum an Palmen aufweisen. Wahrscheinlich war es diese Fruchtbarkeit an beiden Ufern des Schotts, die de Lesseps den niemals ausgeführten, aber auch noch nie gänzlich abgewiesenen Gedanken eingab, den ganzen Landstrich zu überfluten und ihm dadurch mit der Feuchtigkeit den alten Wohlstand zu bringen.

Man glaubt, daß die Schotts ehemals richtige Seen waren und daß die Uferoasen tatsächlich dem entsprachen, was die Römer die „Häfen der Wüste" nannten.

Die Sage berichtet von Seeschlachten auf den Schotts. Arabische Geschichtschreiber des Mittelalters verzeichnen den Fund einer Galeere auf dem Grunde des Sees, der inzwischen ausgetrocknet war. Man glaubt, im Schott el Dscherid den von Homer beschriebenen See der Tritonen wiederzuerkennen. Noch lebt die von Herodot erzählte Sage, wonach es Jason zum Besten der Argonauten geweissagt wurde, daß in der Gegend hundert griechische Städte entstehen würden.

Es sind Argonauten andern Stammes, die heute die Schotts überqueren. Verräterisch gleißt das Salz in der Sonne. Die Oberfläche sieht einladend aus; aber die Einladung darf nur mit gebührender Vorsicht angenommen werden. Es ist ratsam, sich an bestimmte Pfade zu halten; es ist doppelt ratsam, einen Führer zu nehmen, der diese Pfade kennt. Die Franzosen haben zwar den Weg übers Schott von Kabili nach Tosör mit Steinhaufen oder Türmchen bezeichnet, aber diese Landmarken sind nicht immer sichtbar. Sie versinken oder zerfallen leicht. Außerdem hat die Wegspur keinen dauernden Bestand, denn das Salz fällt über den Wagengeleisen zusammen. Bald verwischt der Wind die letzte schwache Fährte.

Wir rasten in schnellen Wagen hinüber und waren ganz froh, als wir das jenseitige Ufer erreichten. Bei dem Eiland des Pharao, einer Steininsel inmitten des Schotts, drohte uns ein Sandsturm zu überfallen. Es gelang uns noch eben, einen Vorsprung vor der Sandmauer zu behalten, die mit Schnellzugsgeschwindigkeit hinter der Karawane herkam. Trotzdem ließen wir einen einsamen Araber auf der Insel



Karthago. — Blick von Byrsa.
Schauplatz der Ausgrabungen des Grafen Khun de Prorok (Aus dessen Buch „Göttersuche in Afrikas Erde". Brockhaus, Leipzig).